

|                  |   |
|------------------|---|
| Title            | Helden der Biegsamkeit Was trieb Thomas Mann und Robert Musil zur Kriegsapologetik, mit welchen Folgen?   |
| Sub Title        |   |
| Author           | Joch, Markus  |
| Publisher        | 慶應義塾大学独文学研究室  |
| Publication year | 2015  |
| Jtitle           | 研究年報 (Keio-Germanistik Jahresschrift). No.32 (2015. 3) ,p.6- 34   |
| JaLC DOI         |   |
| Abstract         |   |
| Notes            | 特集：「戦争と人間」  |
| Genre            | Departmental Bulletin Paper   |
| URL              | <a href="https://koara.lib.keio.ac.jp/xoonips/modules/xoonips/detail.php?koara_id=AN1006705X-20150331-0006">https://koara.lib.keio.ac.jp/xoonips/modules/xoonips/detail.php?koara_id=AN1006705X-20150331-0006</a> |

慶應義塾大学学術情報リポジトリ(KOARA)に掲載されているコンテンツの著作権は、それぞれの著作者、学会または出版社/発行者に帰属し、その権利は著作権法によって保護されています。引用にあたっては、著作権法を遵守してご利用ください。

The copyrights of content available on the Keio Associated Repository of Academic resources (KOARA) belong to the respective authors, academic societies, or publishers/issuers, and these rights are protected by the Japanese Copyright Act. When quoting the content, please follow the Japanese copyright act.

# Helden der Biagsamkeit

## Was trieb Thomas Mann und Robert Musil zur Kriegsapologetik, mit welchen Folgen?

JOCH, Markus

Es gibt erfreulichere Jubiläen als hundert Jahre *Friedrich und die große Koalition*. In Thomas Manns Kriegsschriften, den ohnehin wenig rühmlichen, stellt der Text vom Januar 1915 eine Eskalationsstufe dar. Zwar warten schon die zwei Monate zuvor in der „Neuen Rundschau“ veröffentlichten *Gedanken im Kriege* mit Franzosenschelte und greller Metaphorik auf – zur Welt der „cancanierenden Gesittung“ etwa heißt es: „Wimmelte sie nicht von dem Ungeziefer des Geistes wie von Maden?“<sup>1)</sup> Doch der erste Einsatz an der publizistischen Heimatfront fällt noch etwas abstrakt aus. Das gilt für den konstruierten Gegensatz zwischen bourgeoisem, politisierendem, flach vernünftelndem Westen und heroischem, innerlichem, kunstsinnigem Deutschland, also die bald prominent gewordene Opposition ‚Zivilisation‘ versus ‚Kultur‘, wie auch für die Rede von „völlig gleichnishafte(n) Beziehungen“<sup>2)</sup> zwischen Künstler und Soldat (auf die noch zurückzukommen ist). Nun aber, im Aufsatz für den „Neuen Merkur“, geht Mann dazu über, das konkrete Vorgehen der deutschen Heeresleitung gutzuheißen. Dies elegant: Der Schlieffen-Plan wird in historischer Verfremdung verhandelt, vorderhand vom Siebenjährigen Krieg gesprochen, „dessen Wiederholung oder Fortsetzung wir heute erleben“.<sup>3)</sup> Was der Feldzug Friedrichs des Großen gegen

- 
- 1) Thomas Mann: *Gedanken im Kriege* [1914]. In: Ders.: *Von Deutscher Republik. Politische Schriften und Reden in Deutschland. Gesammelte Werke in Einzelbänden.* Frankfurter Ausgabe. Hrsg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt/M. 1983, S. 11.
  - 2) Ebd., S. 9.
  - 3) Ders.: *Friedrich und die große Koalition*. In: Ebd., S. 36.

Frankreich, Russland und die Habsburger Monarchie mit der aktuellen Attacke gegen die Entente zu tun hat? Wie 1756 der Einfall von Preußen in das neutrale Sachsen, so die Suggestion, sei auch der Überfall des Deutschen Reichs auf das neutrale Belgien vom „Recht der aufsteigenden Macht“<sup>4)</sup> gedeckt. Mit der üblichen und noch heute kursierenden Version, die deutsche Offensive vom August 1914 sei ein Präventivschlag, daher kein wirklicher Angriff gewesen, ist Mann einverstanden, wenn er *auch* Friedrich ständig für eingekreist erklärt. Sein Machttheorem aber geht über den legitimatorischen Standard hinaus, es rechtfertigt den deutschen Angriffskrieg unumwunden.

Erinnerenswert am Ja zum Völkerrechtsbruch sind weniger die chauvinistischen Töne selbst. Solche waren im ersten Kriegsjahr Legion unter Deutschlands Schriftstellern, wie man spätestens seit Thomas Anz' und Joseph Vogls Sammlung deutscher Weltkriegslyrik<sup>5)</sup> weiß. Wirklich von Interesse dürfte die Stimmungsmache von 1914/15 heute nur noch sein, wenn sie dem Gesamtwerk des jeweiligen Autors auffällig kontrastiert. So gilt Thomas Manns Œuvre nicht eben als martialisch; gerade das Frühwerk hält es bekanntlich mit dem Gegenteil, mit *Décadence*, Liebe zum Pathologischen und Seelenzergliederung. Betreffs der Letzteren stellt sich der Autor 1908 als „Sohn und Diener“ des „europäischen Romans“ vor,<sup>6)</sup> was zur deutschnationalen Positionierung sechs Jahre später ebenso wenig passt. Auch zeigt der Europa zugewandte Bürgerkünstler, anders etwa als Ernst Lissauer, der Schöpfer des Frontklassikers *Haßgesang gegen England* (1914), selbst im unmittelbaren Vorfeld des Krieges keine Spur von Hurra-Patriotismus. Verblüffen kann sein Ultrationalismus noch im Nachhinein, weil er von einem Erzähler der Moderne stammt, der übernational orientierten.

---

4) Ebd., S. 75.

5) Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914-1918. Hrsg. von Thomas Anz, Joseph Vogl. München, Wien 1982.

6) Thomas Mann: Versuch über das Theater. In: Ders.: Aufsätze, Reden, Essays. Hrsg. vom Henry Matter. Berlin 1983, Bd. 1, S. 123.

Dem gleichen Irritationspotential begegnen wir beim namhaftesten Kriegsenthusiasten Österreichs. Wie Oliver Pfohlmann unterstreicht, „[stand] das im August 1914 auch in Musil tobende Gefühlsgemisch aus Nationalismus, Opferbereitschaft und Bellizismus [...] im klaren Widerspruch zu seinen bisherigen ästhetischen Werten und Zielen. Diese verstanden sich seit Brünners Jugendtagen als europäisch-modern, wie es für viele Vertreter der Literarischen Moderne bis dahin selbstverständlich war. Dagegen waren die vom Krieg schlagartig wiederbelebten Werte wie Treue, Nationalismus oder Pflichterfüllung genau jene, die von Musils Generation bis 1914 als obsolet abgelehnt wurden.“<sup>7)</sup> Offensichtlich ziehen zwei Autoren von Rang bei der geistigen Mobilmachung nicht nur mit – wie etliche mindere, etwa die Heimatkünstler –, sie vollziehen zugleich eine Kehrtwende.

Womit wir an einem literaturwissenschaftlichen Nervenpunkt wären: Soll man die heute bekanntesten der frühen Lobreden auf den Ersten Weltkrieg als opportunistisch einstufen – oder als Zeugnisse des Mitgerissenseins, denen sich eine situative Überzeugung zubilligen ließe, wenn auch eine verblendete? In welchem Mischungsverhältnis stehen Anpassung und Überzeugung, Kalkül und Stimmung, Entscheidungsfreiheit und sozialer Zwang? Die Fragen an Thomas Mann und Robert Musil zu adressieren, drängt sich nicht nur aus dem kalendarischen Grund der hundert Jahre auf, hinzu kommt ein seit Januar 2014 deutlich veränderter Forschungsstand.

Lange Zeit schien es, als sei *Europäertum, Krieg, Deutschtum*, Musils letzter Text für die „Neue Rundschau“ (September 1914) vor dem Einrücken zum Landsturm, ein zwar peinlicher, aber letztlich vernachlässigbarer Fauxpas. Gewiss konnte man dort über Befremdliches stolpern, etwa über den Grund, aus dem der immerhin 33-jährige sich und die Landsleute von ehemaligen Freunden im Feindesland getrennt sah: weil „wir von einer unnennbaren Demut geballt und eingeschmolzen werden, in der der einzelne plötzlich wieder nichts ist außerhalb seiner elementaren Leistung, den Stamm zu schützen.“<sup>8)</sup> „Schutz“ klang, als habe

---

7) Oliver Pfohlmann: Robert Musil. Reinbek bei Hamburg 2012, S. 68.

Serbien Österreich-Ungarn den Krieg erklärt; „einschmelzen“ ließ Lust an Gleichschaltung und Ich-Verlust erkennen, vom „Stamm“ zu sprechen hieß, sich dem Atavismus hinzugeben, nicht etwa (wie wenig später Freud) seine Wiederkehr auf den Schlachtfeldern kritisch zu reflektieren. Von einem Musil hätte man mehr Distanz erwartet, bestand seine frühe Meisterschaft als Erzähler doch auch darin, die intellektuelle Schwäche für Gewalt zu durchleuchten, statt ihr zu erliegen. Wie hieß es im Erstling von 1906? „Merkwürdigerweise“ schließt sich der sensible Törleß den rohen und wilden Figuren im Militär-Internat an, den „übelsten seines Jahrgangs“, aus „Angst vor allzu subtilen Empfindeleien, gegen die das Wesen der anderen Kameraden gesund, kernig und lebensgerecht abstach“. Diagnose der Erzählerstimme: Es „lag wohl an seiner eigenen Unselbstständigkeit“.<sup>9)</sup> Der literarische Debütant seziert mit Mitte zwanzig eine Anfälligkeit, der die des Mittdreißigers frappierend ähneln wird.

Dennoch wirkte *Europäertum...* wie ein entschuldbarer Fehltritt, harsche Kritik an ihm ein bisschen billig. Teils, weil viele andere Schriftsteller der Kriegsbegeisterung genauso verfallen, sie doch alle so ‚zivilisationsmüde‘ waren, teils, wichtiger, weil der späte Musil, im himmelweiten Unterschied zu den vielen, selbstkritische Worte fand. Sein rückblickendes „Der Krieg kam wie eine Krankheit, besser wie das begleitende Fieber, über mich“ und die Rede vom „atavistisch mystische[n] Moberlebnis 1914“<sup>10)</sup> wurden aus gutem Grund zu Zitatklassikern. Wenn das trübe Zwischenspiel und sein textueller Niederschlag dem Autor unangenehm genug waren, zumindest gegen Lebensende, warum sich dann als Nachgeborener darüber mokieren? Vor allem aber: Verglichen mit dem publizistischen Gefecht, das Thomas Mann dem Westen über volle vier Jahre

---

8) Robert Musil: *Europäertum, Krieg, Deutschtum* [1914]. In: Ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. 2: Prosa und Stücke, Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches, Essays und Reden, Kritik. Hrsg. von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg 1978, S. 1021f..

9) Robert Musil: *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* [1906]. Mit einem Kommentar von Oliver Pfohlmann. Berlin 2013, S. 16.

10) Ders.: *Tagebücher*. Hrsg. von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg 1976, S. 956, 947.

geliefert hatte, anfangs auftrumpfend (in den Aufsätzen von 1914/15), danach im zähen Rückzug (1915-18, mit den ausufernden *Betrachtungen eines Unpolitischen*), schienen die gerade mal zwei Druckseiten des österreichischen Kollegen eine Petitesse.

Derlei Relativieren und Bagatellisieren darf als überholt gelten. *Der Dichter im Dienst des Generals*, eine Neuerscheinung der Klagenfurter Musil-Expertin Regina Schaunig, zeigt, dass der vermeintliche Ausrutscher nur der Auftakt war für Musils anschließende Propagandaschlacht als Chefredakteur zweier Soldatenzeitungen. Eine Tätigkeit, die er „zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten“<sup>11)</sup> ausübte und ihm im November 1917 das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens einbrachte. Die mehr als drei Dutzend Leitartikel und Feuilletons für die Durchhaltezeitungen „(Tiroler) Soldaten-Zeitung“ und „Heimat“ (Wien), ein von Schaunig akribisch dokumentiertes, dabei ausgesprochen sachlich, nie polemisch kommentiertes Material, bieten sich für eine relationale Lektüre an.

Abgesehen davon, dass Oberleutnant Dr. Robert Musil, seit Herbst 1917 Hauptmann „von Musil“, in der Galerie dienstbarer Intellektueller ein zentraler Platz gebührt, kann es seine Kriegsbejahung mit der Standhaftigkeit Thomas Manns aufnehmen. Auch *sein* Einsatz nimmt einen untypischen Verlauf: Während beim Gros der Schwärmer von 1914 der Erfahrungsschock des Maschinenkriegs dazu führt, dass die Anfangsbegeisterung dem Entsetzen weicht und nicht selten im Spät pazifismus mündet, sucht Musil eben diesem entgegenzuwirken. So will der uniformierte Schriftleiter den Krieg noch im dritten Jahr als Österreichs „gewaltige Prüfung für die Zukunft“ verstanden wissen, „die wir bestehen müssen, wenn wir einen Rang unter den Völkern und Staaten behaupten wollen, der unserer Anlagen und unserer Vergangenheit würdig ist.“<sup>12)</sup>

1914 unerwartet als ‚Geisteskrieger‘ hervorzutreten und den neuen Kurs bis

---

11) Aktennotiz, zit. n. Regina Schaunig: *Der Dichter im Dienst des Generals*. Robert Musils Propagandaschriften im Ersten Weltkrieg. Klagenfurt, Wien 2014, S. 55.

12) *Der Frieden und die Zukunft* (1.4.1917). In: *Tiroler Soldaten-Zeitung*, zit. n. Schaunig [Anm. 12], S. 332.

zur Niederlage der Mittelmächte zu halten, ist die augenfälligste Gemeinsamkeit zweier moderner Klassiker. Getragen wird sie von der Freude an nationaler Wortführerschaft beziehungsweise ‚kakanischer‘. Das im Fall von Thomas Mann und Deutschland Geläufige trifft auf Musil gleichermaßen zu, auch weil der Weg der Donaumonarchie in den Zwergstaat für ihm beim Dienstantritt im Juni 1916 noch nicht absehbar ist. Die Gewitztheit, mit der er (auch) Thomas Mann später das griffige Etikett „Großschriftsteller“ anhängt,<sup>13)</sup> ist das eine; das andere ist, dass er mit ihm von 1916 bis -18 den Traum geistiger Repräsentanz („wir“) teilte.

Wie ich zeigen möchte, gehen jenseits dieses Anreizes die Motivlagen auseinander. Unterschiede in der Ähnlichkeit ergeben sich bereits aus dem Bruderkampf im Hause Mann: Während Thomas im Krieg gegen die westliche Demokratie eifert, weil Heinrich ihr Fürsprecher ist („Zivilisationsliterat“), geht es Musil primär um einen starken Zentralstaat Österreich-Ungarn; Fragen der Staatsform spielen für ihn, bei unverbindlich prodemokratischer Präferenz, eine untergeordnete Rolle. Zuvorderst macht sich die bekannte lebenspraktische Differenz bemerkbar: dass Musil vor der Phase der Leitartikel an der italienischen Südfrent gekämpft hat, Thomas Mann sich dagegen von einem genehmen Stabsarzt ausmustern lässt, die Tugenden, die er für zugleich soldatisch und künstlerisch erklärt: „Schonungslosigkeit gegen sich selbst“ und „Blutzeugenschaft“,<sup>14)</sup> im Münchner Arbeitszimmer auslebt. Daraus ergibt sich ein Dreieck der Anti- und Sympathien. Die Aversion gegen den Kriegsgegner Heinrich Mann verbindet die beiden -befürworter, schon deshalb wird Musil 1919 zu den aufmerksamsten Lesern der *Betrachtungen...* zählen. Doch fällt für den Dichter-Offizier ein Zivilautor wie Thomas Mann seit Kriegstagen in die Kategorie nicht ganz vollwertiger Kombattanten, in die der „Hinterlandsdichter, deren Phantasie ein Leibschaden vor der Berührung mit Dreck und Herrlichkeit des Lebens in der vordersten Linie schützt“.<sup>15)</sup> Thomas Mann seinerseits zeigt

---

13) Vgl. Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften [1930], Kap. 69: Der Großschriftsteller, Rückansicht. Reinbek bei Hamburg 1978, S. 428ff.

14) Thomas Mann, Gedanken, S. 9.

„Problembewusstsein“, insofern er 1914/15 versucht, den Unterschied zwischen buchstäblichem und rhetorischem Kriegsdienst kleinzureden.

Schwerer jedoch wiegt eine Ähnlichkeit im Unterschied. Unbehagen lösen die Kriegsschriften beider heute weniger wegen der und der Verherrlichungen aus, so problematisch sie sind. Einwände wären vielmehr auf die späteren Selbstdeutungen zu verlagern. Was Interesse und Wendigkeit ihres „Gedankendienst[es] mit der Waffe“<sup>16)</sup> betrifft, neigt der eine wie der andere Propagandist zur retrospektiven Selbsttäuschung.

### 1. Zwischen Defensiv- und Soldatenphantasie (Thomas Mann)

„Der ganze nationalistische Katechismus, angefüllt mit Irrsinn und Verbrechen, – und der ihn predigt, ist euer eigener Ehrgeiz, dürftiger noch, eure Eitelkeit.“<sup>17)</sup>

Über Heinrich Manns Botschaft vom November 1915, Deutschlands kriegsseeelige Literaten seien den gleichen Motiven gefolgt wie zwei Jahrzehnte zuvor die *antidreyfusards* in Frankreich, zeigt sich Thomas in den *Betrachtungen*... tief empört. Der *Zola*-Essay unterstelle ihm „Applausucht, Erwerbssinn“<sup>18)</sup> wo es nur um Beistand für das bedrängte Vaterland gegangen sei. Gegen den Vorwurf, sich im vergangenen Jahr wie andere als „geistige[r] Mitläufer“<sup>19)</sup> entpuppt zu haben, führt er seine Überzeugungskonstanz an: „Denn jene meine Haltung und Parteinahme [...] war notwendig, gesetzmäßig, folgerecht, echt und wahr, sie war Ergebnis, Quintessenz, unmittelbarer Ausdruck meines Wesens, meiner Herkunft, Erziehung und Bildung, meiner Natur und Kultur, die nicht ganz gemein, nicht ganz und gar schlecht sein kann, da ich ihr zwei oder drei Werke abgewann, die

---

15) Kameraden, arbeitet mit! (6.8.1916). In: *Tiroler Soldaten-Zeitung* [wie Anm. 12], S. 153.

16) Thomas Mann: *Betrachtungen eines Unpolitischen* [1918]. Hrsg. und textkritisch durchgesehen von Hermann Kurzke. Frankfurt/M. 2009, S. 11.

17) Heinrich Mann: *Zola* [1915]. In: Ders.: *Macht und Mensch* [1919]. Essays. Frankfurt/M. 1988, S. 113.

18) Thomas Mann, *Betrachtungen*, S. 66.

19) Heinrich Mann, *Zola*, S. 113.



gut sind und von einiger Dauer sein werden [...].“<sup>20)</sup> Gehen wir der Kontinuitätsbehauptung („folgerecht“) einmal nach, auch anhand der Werke, denn wenn die Stellungnahmen vor und im Krieg tatsächlich eine sozialisationsbedingte Einheit bilden, widerlegt das zwar noch nicht den Irrsinn zu Kriegsbeginn, aber eine Anpassung.

Was Thomas Mann in der Tat fortsetzt, ist eine antidemokratische Linie. Im Einklang mit seinen Dispositionen befindet er sich 1914/15, wenn er die Demokratie auf der undeutschen Seite verortet und moralisch unterlegen wähnt, weil „unser soziales Kaisertum“ (mit Arbeiterversicherung!) moderner sei als „die unsauber plutokratische Bourgeois-Republik“, „irgendein Advokaten-Parlamentarismus“. <sup>21)</sup> Es spricht ein Freund des Dreiklassen-Wahlrechts und Patriziersohn, der institutionalisierte politische Gleichheit von Haus für entbehrlich hält und ihr die ‚Humanität‘ vorzieht, das heißt den wohlthätigen und jovialen Umgang des Herrn mit den Untergebenen: „Wenn ich mich an den Ton, das Verhältnis zwischen meinem Vater und seinen Speicherarbeitern erinnere, so bin ich wenig bereit, es zu glauben, daß durch Emanzipation und soziales Gesetz Menschlichkeit und Menschenwürde sonderlich gefördert worden sind.“<sup>22)</sup>

Zugrunde liegt dem Paternalismus ein Gesellschaftsbild, in dem kodifizierte Gleichheit (die „Behaglichkeit des Gesellschaftsvertrags“)<sup>23)</sup> der naturwüchsigen gesellschaftlichen Rangordnung widerspricht. Explizit gemacht wird die hierarchisierende Vorstellung im bis dahin unveröffentlichten Material, dem vorletzten der noch vor Kriegsbeginn, 1913, geschriebenen Kapitel des *Felix Krull*. In der Musterungsepisode lässt der Held die Leser beiläufig wissen, dass „die natürlich-ungerechte und adelsfreundliche Verfassung des Menschengeschlechts“<sup>24)</sup> für ihn heitere Selbstverständlichkeit ist. Wie nahe

---

20) Thomas Mann, Betrachtungen, S. 218.

21) Thomas Mann, Gedanken, S. 10.

22) Ders., Betrachtungen, S. 152.

23) Ders., Gedanken, S. 9.

24) Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull [1954]. In: Ders.:

literarische Figur und Autor sich hier stehen, verdeutlicht ein Kommentar des Essayisten von 1917, dem ein gleiches Wahlrecht so absurd vorkommt, dass ihm, dem Wagner-Liebhaber, nur ein musikalischer Vergleich dazu einfällt: „Einen berühmten Kapellmeister hörte ich ausrufen: ‚Es wird dahin kommen, daß das Orchester darüber abstimmt, ob eine Stelle piano zu spielen sei oder mezzo-forte!‘“<sup>25)</sup> Das herablassende Verhältnis zur Volksherrschaft ist bereits an der humoristischen Manier ablesbar, mit der das Jugendwerk von 1902 die 48er Revolution abfertigte, namentlich am Dialog von Hafenarbeiter Carl Smolt und Konsul Buddenbrook: „Je, Herr Kunsel, ick seg man bloß: wie wull nu 'ne Republike, seg ick man bloß...‘. ‚Öwer du döskopp... Ji heww ja schon een!‘“<sup>26)</sup> Mit der Verfassung der Freien Hansestadt Lübeck erübrigen sich also gleiches Wahlrecht und Parlamentarismus in Deutschland, und Carl kann für seinen Herrn die Kutsche rufen gehen.<sup>27)</sup>

Dass eine gerade Linie familiär verwurzelter Demokratiescheu von den Kriegsschriften über die Anfänge des Hochstaplerromans zurück bis zu den *Buddenbrooks* führt, lässt bereits erkennen, was Thomas Mann 1914/15 umtreibt. Die frankophile Linkswende des Bruders, 1905 beginnend und zunächst nur eine unangenehme Überraschung – kommt Heinrich nicht aus gleichem Haus, war er nicht mal Ästhet? – ist Thomas nun schon lange genug ein Dorn im Auge. Bei Kriegsausbruch gegen die westlichen Demokratien zu wettern, ist für den Jüngeren doppelt befriedigend. Er kann sich als Praeceptor Germaniae versuchen und zugleich, endlich, den Älteren brüskieren. Endlich, da Thomas mit seiner Meinung zur Demokratie seit den *Buddenbrooks* hinterm Berg hielt und Vorbehalte gegen die brüderliche Entwicklung bislang nur anzudeuten wagte.

An diesem Punkt zeichnet sich eine erste Selbsttäuschung der

---

Gesammelte Werke [wie Anm. 1] Frankfurt/M. 1985, S. 100.

25) Ders., Betrachtungen, S. 291.

26) Ders.: Buddenbrooks. Verfall einer Familie[1902]. In: Ders.: Gesammelte Werke[wie Anm. 1]. Frankfurt/M. 1981, S. 195.

27) Vgl. ebd.

*Betrachtungen...* ab. Es trifft zu, dass die in den *Gedanken...* geäußerte Ablehnung der parlamentarischen Demokratie mit einer eingefleischten Einstellung nur übereinstimmte und nicht etwa, wie Heinrich suggeriert, dem Anbietern an die politisch Herrschenden diene. Aber ist Thomas deshalb jene von Heinrich verfolgte Unschuld, als die er sich in den *Betrachtungen...* seiten-, nein, kapitellang geriert? Dagegen spricht eine bestimmte Abfolge.

1912 porträtierte Thomas Mann, kaum verschlüsselt, den „strengen Bruder“ als Typus des Literaten: „anständig bis zur Absurdität“, „von der Kunst im naiven und treuherzigen Sinn geschieden durch Bewußtsein, durch Geist, durch Moralismus, durch Kritik“. Sich selbst sah er eher auf Seiten der geistfernen, was hier hieß: „sittlich indifferen[en]“ Künstler.<sup>28)</sup> Die Definition des und die sachte Absetzung vom Geist-Begriff – heute würde man sagen: von der Political Correctness – kann dem Literaten nicht entgangen sein, dafür verfolgten die Brüder jeden Schritt des anderen zu genau. Im Text vom November 1914 nun begegnen dem Älteren die Begriffe von 1912 wieder, doch plötzlich mit verächtlichem Zungenschlag. Über einen Grund für den wohlverdienten Untergang der Friedenswelt ist in den *Gedanken...* zu lesen: „Die Moral ward zur Spielart der Korruption, Anständigkeit grassierte als Velleität [nur Gewolltes, Aufgesetztes, MJ]“.<sup>29)</sup> Zumal sie im gleichen Absatz wie dieser schon zur Genüge vergiftete Satz stehen, kann Heinrich die Formulierungen „cancanierende Gesittung“ und „Ungeziefer des Geistes“ (!) schwerlich nur auf politisierende Franzosen gemünzt sehen, er darf und muss sie auch auf sich selbst beziehen, den ‚französischen Geist‘.<sup>30)</sup> Sie sind ein Schlag ins Gesicht.

Da sich Heinrich Mann Vergleichbares vorher nicht erlaubt hat, dürfen wir schließen, dass die *Betrachtungen...*, das Werk, mit dem sich Thomas angeblich

---

28) Ders.: Der Künstler und der Literat [1912]. In: Aufsätze, Reden, Essays [wie Anm. 6], Bd. 1, S. 332, 326, 330.

29) Thomas Mann, *Gedanken*, S. 11.

30) *Der französische Geist* war der ursprüngliche Titel von *Voltaire – Goethe*, (1910), Heinrich Manns essayistischer Huldigung an die *philosophes*.

nur „zur Wehr setzte“ (Hans Wysling),<sup>31)</sup> von einer verfolgenden Unschuld stammen. Mit der Basalphantasie des Endlos-Essays, sich und Deutschland gegen die Invektiven des Zivilisationsliteraten zu verteidigen, verdrängt Thomas Mann, dass er selbst den Bruderkrieg eröffnete, sich im November 1914 gegenüber dem Hauptkonkurrenten im literarischen Feld so verhielt wie der deutsche Generalstab an der Westfront: offensiv.

Der zweite blinde Fleck: Um der neuen, großen Zeit willen und in negativer Fixierung auf Heinrich, der 1910 den deutschen Faust- und Autoritätsmenschen zum Feind erklärte,<sup>32)</sup> treibt es Thomas in den ersten Kriegsmonaten zu einem Lob des Preußen- und Soldatentums, das durchaus nicht folgerecht anmutet. Im Gegenteil, mit ihm werden zentrale Elemente des bisherigen Erzählwerks umgebogen.

In welchem Stil schildert der Geschichtserzähler Friedrichs Befehl von 1756, die sächsische Grenze zu überschreiten, und die Reaktionen darauf? „Die sächsische Grenze?! Aber Sachsen war ja neutral! Sachsen spielte ja gar nicht mit! – Das war ganz einerlei, – Friedrich fiel am 29. August mit sechzigtausend Schnurrbärten in Sachsen ein. Von dem Lärm, der sich über diesen unerhörten Friedens- und Völkerrechtsbruch in Europa erhob, macht man sich keine Vorstellung. Oder doch, es ist wahr, ja, neuerdings macht man sich wieder eine Vorstellung davon.“<sup>33)</sup> Der letzte Satz ist Anspielungsironie, gemeint ist die aktuelle alliierte Propaganda, die die Verletzung der belgischen Neutralität zum Beweis teutonischer Barbarei erklärt. Das „unerhört“ ist Simulationsironie, es imitiert die Empörung insbesondere der britischen Presse vom Herbst 1914. Und die beiden letzten Sätze sind ironische Parabase: Gegeben wird ein Erzähler, der die Vergleichbarkeit der Reaktionen von 1756 und 1914 aus den Augen verloren hat und sich ihrer erst wieder bewusst werden muss. Natürlich ist das Gesagte das

---

31) Thomas Mann, Heinrich Mann: Briefwechsel 1900-1949. Hrsg. von Hans Wysling.

2. Aufl. Frankfurt/M. 2005, Klappentext von Wysling.

32) Vgl. Heinrich Mann: Geist und Tat. In: Ders., Macht und Mensch, S. 18.

33) Thomas Mann, Friedrich, S. 69.

Gegenteil des Gemeinten – wie das spöttische „Lärm“ und das übertriebene „unerhört“ signalisieren, ist dem Autor die behauptete Vergleichbarkeit stets gegenwärtig.

Bemerkenswert am amüsiert-spielerischen Verhältnis zum deutschen Überfall ist, dass der Autor a) sich von dessen Folge, mehr als 16.000 getöteten belgischen Zivilisten, wie man heute schätzt, die Laune nicht verderben lässt, zivile Opfer kein Thema sind, b) dem historischen Leitbild, Friedrich dem Großen, einen Touch des hinreißend Unbedenklichen verleiht, c) Ironie in den Dienst von Preußen/Deutschland stellt, gilt der Spott dessen Feinden. Sowohl die Wertungssteuerung als auch die Funktion des Komischen sind neu im Œuvre.

1911 ging der Witz noch auf Kosten eines Hohezollern. Im zweiten Kapitel des Hochstapler-Romans spielt der kleine Felix, im Kinderwagen unterwegs, Wilhelm I.: „ich [zog] aus irgendeinem Grunde meinen Mund so weit wie möglich nach unten, so daß meine Oberlippe sich übermäßig verlängerte, und blinzelte langsam mit den Augen, die sich nicht nur infolge der Verzerrung, sondern auch vermöge meiner inneren Rührung röteten und mit Tränen füllten. Still und ergriffen von meiner Betagtheit und hohen Würde, saß ich im Wägelchen [...].“<sup>34)</sup> Es ist dies, durch die kindliche Imitation kaiserlicher Gebärde, eine womöglich liebevoll gemeinte, aber eine Unverschämtheit, und für wahre Borussen dürfte sie sich spätestens dann am Rand der Majestätsbeleidigung bewegen, wenn Patenonkel Schimmelpreester Felix' Theater mitspielt: „Seht, da fährt er, der Heldengreis!“<sup>35)</sup> Ein gewisser Kontrast zur Sachsen-Passage, will mir scheinen. Was die ‚politische Richtung‘ betrifft, nimmt Thomas Manns Komik binnen drei Jahren den Weg vom Satireblatt „Simplicissimus“ (das er von 1898 bis 1900 lektorierte) zur „Neuen Preußischen Zeitung“, eine scharfe Biegung.

Der unbedingte Wille, sich auf die Seite des deutschen Militärs zu stellen und damit Heinrich diametral entgegen, führt im Winter 1914/15 zu einem Quantensprung, das Verhältnis zu Potsdam betreffend. Wo vordem nur eine Nähe

---

34) Ders., Bekenntnisse, S. 13.

35) Ebd., S. 14.

zur ‚preußischen Tugend‘ Selbstbeherrschung bestand, ablesbar am Habitus etwa eines Gustav Aschenbach, wird nun der Fremdbeherrschung gehuldigt. Preußen nach Friedrich, das ist für den frisch gebackenen Historiografen nicht nur ein militärisch leistungsfähiger und kreativer, es ist auch ein verwaltungstechnisch auf Vordermann gebrachter Staat.<sup>36)</sup> Autoritär und übertrieben streng, wie Kritiker sagen? „Von Vertrauensseligkeit, Lässigkeit, Sorglosigkeit – auch nicht eine Spur. Jedem wird auf die Finger gesehen wie nie zuvor.“<sup>37)</sup> Gerade die vom König erzwungene Disziplin des Beamtenapparats imponiert dem Chronisten. In seiner Sicht ist sie Voraussetzung für den Aufstieg eines Landes, das den europäischen Großmächten aufs Erbaulichste das Fürchten lehrt und von dem Deutschland jetzt zu lernen hat.

Das klang in den *Buddenbrooks* anders. Warum wurde für den kleinen Hanno die Schule in Lübeck zur Höllenqual? Sein junger Autor, stolzer Sohn der Freien Hansestadt, schrieb es dem Ungeist aus Brandenburg zu, einem Klimawechsel nach 1871, der sich auch an der Trave bemerkbar gemacht habe: „Wo ehemals die klassische Bildung als heiterer Selbstzweck gegolten hatte, den man mit Ruhe, Muße und fröhlichem Idealismus verfolgte, waren nun die Begriffe Autorität, Pflicht, Macht, Dienst, Karriere zu höchster Würde gelangt [...].“ Die vielzitierte Abrechnung mit „preußischer Dienststrammheit“<sup>38)</sup> verstand unter ‚verpreußeter‘ Schule die Schwundstufe einer vormals humanen, niveaувollen, altbürgerlichen. Derjenige Autor, der 1902 die Leitwerte der Hohenzollern-Monarchie ablehnte und auf einen kulturellen Riss innerhalb Deutschlands hinaus wollte, wird ihn 1914 in grandioser Vereinfachung schließen – „Deutschland ist heute Friedrich der Große“<sup>39)</sup> –, um einen anderen zu entdecken, der zwischen Preußens Gloria und welschen Geschäftemachern verläuft. Wie eingangs angedeutet, das diskursethische Hauptproblem im Krieg besteht nicht einmal im termingerechten

---

36) Vgl. ders., Friedrich, S. 37, 30.

37) Ebd., S. 30.

38) Ders., *Buddenbrooks*, S. 737.

39) Ders., *Gedanken*, S. 13.

Umwerten Preußens und im Chauvinismus – sind Positionswechsel und Regressionen so selten? –, es besteht im Dementi, jemals und politisch genehm umgewertet zu haben.

Auch der Brückenschlag zwischen Kunst und Krieg ist eine Anpassung ans ‚Gebot der Stunde‘, die sich selbst nicht als solche erkennt. Um die Behauptung von „gleichnishaften Beziehungen“ zwischen Künstler und Soldat zu plausibilisieren, machen die *Gedanken*... einen beiden Berufen gemeinsamen, als Tertium comparationis dienenden Tugendkatalog auf, mit Merkmalen wie „Solidität, Exaktheit, Umsicht; Tapferkeit, Standhaftigkeit im Ertragen von Strapazen und Niederlagen“. <sup>40)</sup> Der erste heikle Punkt des Verfahrens ist das großzügige Abstrahieren vom Töten respektive Getötet-Werden – das Soldaten im Krieg erwartet, Künstler selten. Der zweite ist, dass die oben genannten Eigenschaften keine spezifisch künstlerischen oder soldatischen sind. Was freilich niemand plastischer vor Augen geführt hat als Thomas Mann selbst – er bringt die Brücke zwischen Kunst und Krieg schon im Vorhinein zum Einsturz, 1913 im dem Hochstapler-Roman.

Krull führt nun einmal vor, dass Solidität, Exaktheit und Umsicht dem Gegenteil des Militärischen dienen können, wenn er sie auf ein aufwändiges Studium und hypergenaues Vorspielen epileptischer Symptome verwendet, um von der Musterungskommission für untauglich befunden zu werden. Besondere Umsicht beweist er – und hier entwickelt sich die berühmte Szene zum Geniestreich – wenn er die Simulationsabsicht verbirgt, indem er sich wiederholt als „vollkommen diensttauglich“ vorstellt und ‚gesteht‘, eine Ausmusterung als Schande zu empfinden: „[...] ich wüsste nicht, wie ich meiner Mutter mit einem solchen Bescheid unter die Augen treten sollte. Sie [...] bringt der Heeresorganisation die wärmste Bewunderung entgegen.“ <sup>41)</sup> Die beiden Sätze sind blanker Hohn, vom „Simplicissimus“ unerreicht.

Einen Widerspruch zwischen der „besten bisher geschriebene[n] Szene“ des

---

40) Ebd., S. 9.

41) Thomas Mann, Bekenntnisse, S. 102, 113.

Romans und seiner im Jahr darauf verfassten Kriegspropaganda will Thomas Mann auch im Nachhinein nicht wahrhaben. In einem Brief an Paul Amann vom Juli 1918 räumt er zwar ein, in den „nächsten zehn Jahren [...] wohl öffentlich nicht“ mehr aus dem Musterungskapitel „vorlesen [zu] können“, doch schreibt er die missliche Lage begriffsstützigen Lesern zu: Krulls „Anstößigkeit“ sei „nur äußerlich, und im Grunde ist er ein Militarist“.<sup>42)</sup> Das ist weniger als die halbe Wahrheit, da die Kriegs- und die Vorkriegspositionierung das „im Grunde“ grundverschieden interpretieren.

In den *Gedanken...* sucht die Angleichung von Soldaten- und Künstlerleben die existenzielle Differenz von buchstäblichem und metaphorischem Kriegsdienst vergessen zu machen; nur so lässt sich eine Gleichwertigkeit des „Dienst[es]“<sup>43)</sup> im Schützengraben und im Lehnstuhl für den Staat behaupten. Im Hochstapler-Roman verhält es sich umgekehrt, weil Krulls Elitismus keine Staatsloyalität kennt. Ja, der Held beansprucht soldatische Züge für sich, namentlich „kriegerische Strenge, Selbstbeherrschung und Gefahr“ – so weit stimmt er mit dem Kriegspublizisten überein. Doch im Gegensatz zu ihm legt er offen, dass und warum er nur „figürlich, aber nicht wörtlich“ soldatisch zu leben gedenkt: weil ihm die „Einspannung in ein plump tatsächliches Verhältnis“<sup>44)</sup> das Wichtigste koste, die Freiheit. Wenn Krull den praktischen Unterschied von figürlich und wörtlich zum Thema macht, betont er genau das, was der Kriegsapologet verbirgt: sich für das wörtliche Dienen zu schade zu sein. Und: Letzterer schreibt Künstlern soldatischen Glanz zu und zugleich den Soldaten künstlerische Qualitäten, wertet die Uniformierten damit (weiter) auf. Nicht so Krull: Indem er seinem Zivilleben kriegerische Tugenden bescheinigt, just nachdem er sich dem Militär entzogen hat, treibt er dessen Verhöhnung auf die Spitze. Der ‚Drückeberger‘ macht den Soldaten auch noch die schmückenden Attribute streitig, ohne sich die Nachteile

---

42) Ders.: Selbstkommentare. „Königliche Hoheit“, „Felix Krull“. Hrsg. von Hans Wysling. Frankfurt/M. 1989, S. 75.

43) Ders., *Gedanken*, S. 10.

44) Ders., *Bekenntnisse*, S. 112.



eines „plump tatsächlich[en] Verhältnisses“ einhandeln zu wollen, öden Drill besten-, Sterben schlechtestenfalls. Der Protagonist stellt Rosinenpickerei zur Schau, sein Autor hingegen wird sie 1915 diskret betreiben und sich hüten, ein „tatsächliches Verhältnis“ plump zu nennen. Stattdessen kompensiert er das fortgeführte Zivilleben durch fortgesetzte rhetorische Schützenhilfe für die Truppe. Kurz, der Kriegspublizist verbeugte sich vor den Preußen, Krull tanzte ihnen auf der Nase herum.

## 2. „Ich habe mich zeitlebens der Politik ferngehalten, weil ich kein Talent für sie spüre.“ (Robert Musil)

Folgt man *Europäertum, Krieg, Deutschtum*, so weckt die Mobilmachung im August 1914 auch in Musil, seit sechs Monaten als Journalist in der deutschen Reichshauptstadt tätig, eine ungeahnte Lust am Patriotismus. Von Thomas Mann jedoch, der sich und andere glauben lassen wird, jetzt nur zuzuspitzen, was er immer schon gedacht hat, unterscheidet sich der Redakteur der „Neuen Rundschau“ fundamental, insofern er ausdrücklich benennt, was den Kriegsbegeisterten vom Vorkriegsskeptiker trennt: „Treue, Mut, Unterordnung [...]. Wir wollen nicht leugnen, dass diese Tugenden einen Begriff der Heldenhaftigkeit umschreiben, der in unsrer Kunst und in unsren Wünschen eine geringe Rolle gespielt hat. Teils ohne unsre Schuld, denn wir haben nicht gewußt, wie schön und brüderlich der Krieg ist, teils mit unsrer Absicht, denn es schwebte uns ein Ideal des europäischen Menschen vor, das über Staat und Volk hinausging [...].“<sup>45)</sup> Der Sprechende entschuldigt sich, statt für den Schwenk zum Martialischen und Nationalistischen, für dessen Fehlen zuvor. Und doch: Der Opportunismusvorwurf, den Heinrich Mann im Jahr darauf gegen die „geistige[n] Mitläufer“ erheben wird, scheint an der Transparenz der Positionswechsels abzuprallen. Bei so viel Offenheit, wie sie hier gezeigt wird, gibt es offenbar nichts zu entlarven.

Die besondere und besonders geschickte Textgeste von Musils Zwei-Seiter

---

45) Musil, *Europäertum*, S. 1020.

besteht darin, inmitten der allgemeinen Euphorie und Aggressivität, die die anderen Artikel in der September-Ausgabe der „Neuen Rundschau“ kennzeichnet, für eine Prise Nachdenklichkeit zu sorgen. Einerseits spricht der Neuling der Redaktion den eigenen Positionswechsel wiederholt an und reklamiert so, unausgesprochen, intellektuelle Lauterkeit. Andererseits will er eine verborgene Verwandtschaft zwischen seiner Vorkriegs- und Kriegspositionierung erkennen – womit er die eingestandene Wandlung seiner geistigen Persönlichkeit gleich wieder relativiert. Und da er dabei durchgehend die erste Person Plural verwendet, verschafft er der ganzen Verlagsmannschaft ein vorteilhaftes Selbstbild: Das „Durchlöchern überkommener, eingesessener und verlässlicher seelischer Haltungen: es besteht kein Grund zu verschweigen, daß dies eine der Haupterscheinungen unserer Dichtung war. [...] Unsere Dichtung war eine Kehrseitendichtung, eine Dichtung der Ausnahmen von der Regel und oft schon der Ausnahmen von den Ausnahmen. [...] und sie war gerade dadurch in ihrer Art von dem gleichen kriegerischen und erobernden Geist belebt, den wir heute in seiner Urart verwundert und beglückt in uns und um uns fühlen“.<sup>46)</sup> Mit der kleinen Variation, dass nun Durchlöchern und Erobern als gemeinsames Drittes herzuhalten haben, schließt auch Musil Künstler- und Kriegerexistenz kurz – so wie Thomas Mann. Interessanter ist jedoch der Unterschied im Ähnlichen. „Jeder avantgardistische Literat ein potentieller Kriegsteilnehmer, so könnte man spotten. Aber es war Musil offenbar blutiger Ernst“<sup>47)</sup> – dem Kommentar des Biographen Karl Corino ist zuzustimmen, da Musil, so dubios auch in seinem Text der Brückenschlag zwischen Kunst und Krieg ausfällt, offenbar nicht zu den Posern zählt. Zum einen ist der Privatmann bereit einzurücken – und dies, obwohl er sich wegen seiner angeschlagenen Gesundheit, der noch 1913 amtlich bescheinigten, wohl einen Posten in der Etappe hätte sichern können. Zum anderen dient in seinem Text das Ineins-Setzen von Künstler- und Soldatentum einer Selbstrechtfertigung, die Thomas Mann in der gleichen Phase noch für unnötig

---

46) Ebd, S. 1021.

47) Karl Corino: Robert Musil. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg 2003, S. 493.

hält. Da Musil neben seinem Positionswechsel auch dessen Legitimationsbedarf sieht, weisen seine kriegsbezogenen Äußerungen von Anfang an den höheren Grad an Selbstreflexion auf.

Die nachträglichen seiner Selbstbeobachtungen sind längst zum Markenzeichen geworden. Das gilt insbesondere für ein essayistisches Fragment von 1917 oder -18, in dem sich Musil fragt, warum über seine Generation „der Krieg mit dem Rausch des Abenteuers [...], mit dem Glanz ferner unentdeckter Küsten“ gekommen sei, und das als Grund den Überdruß an der bürgerlichen Sekurität nennt: „Der Mensch von 1914 langweilte sich buchstäblich zum Sterben!“ Die extrem hohe ‚Einschaltquote‘, der sich besagte Passage heute in der einschlägigen Sekundärliteratur erfreut, rührt vom Eindruck her, dass sie das „Phantasma des Authentischen“, die „Protestgebärde gegen die Vermittlungszwänge der modernen Gesellschaft“ wie auch den „spontan[en]“<sup>48)</sup> Zug der Literatur von 1914 besonders markant einfängt. Auch scheint der Autor hier, noch vor dem Friedensschluss von 1918, eine gewisse Selbstdistanz zu beweisen. Mit der Abenteuerlust spricht er eine Ursache der Kriegsbegeisterung an, die nicht-altruistischer Natur ist und deshalb realistischer wirkt als die 1914 angeführten Motive Brüderlichkeit und Stammeschutz, die nur hehren.

Nun lässt sich einwenden, dass Musil, wenn ihm so sehr nach Abenteuer und fernen Küsten war, auch August Engelhardt in der Südsee hätte besuchen können, statt zum Gewehr zu greifen. Mehr Möglichkeitssinn wäre schön gewesen. Zudem hatte er die Angewohnheit, für sein Bedürfnis nach Thrill gleich die ganze Gesellschaft haftbar zu machen („Der Mensch von 1914“), wo der Analytiker eigentlich nur sich selbst und andere Kriegsenthusiasten auf die Couch hätte legen dürfen. Andererseits verströmen seine Selbstbeschreibungen den Charme des Moralinfreien und Freimütigen. Anders als Thomas Mann, der im Nachhinein zwar auch einen selbstdistanzierenden Satz zum Verhalten von 1914/15 parat hat: „seien wir ehrlich, wir schämen uns heute ein wenig all jenes finsternen und

---

48) Klaus R. Scherpe: Die Mobilmachung des Fremden. In: Ders.: Stadt, Krieg, Fremde. Literatur und Kultur nach den Katastrophen. Tübingen 2002. S. 178.

freudigen Ungestüms“,<sup>49)</sup> ihn aber in der 600-seitigen Bleiwüste der *Betrachtungen*... mehr versteckt als exponiert, erhebt Musil die Kriegsfaszination zum zentralen Thema seiner Nachkriegs-Essays. Spricht es nicht für Redlichkeit, wenn er 1921 in der „Neuen Rundschau“ im Kern das Gleiche schreibt wie 1914, das Faszinosum Krieg nur noch eine Idee weiter ausleuchtet? „Darin war auch das berauschte Gefühl enthalten, zum erstenmal mit jedem Deutschen etwas gemeinsam zu haben. Man war plötzlich Teilchen geworden, demütig aufgelöst in ein überpersönliches Geschehen [...]“<sup>50)</sup> – das „zum erstenmal“ verweist auf einen Faktor, ohne den die wenn auch nicht totale, so doch verbreitete Euphorie von 1914 kaum erklärbar ist: Gerade am Normalzustand moderner Schriftsteller, an ihrem Kollektivhabitus der Reserve, der eingeschliffenen Abneigung gegen den „warmen Mief der Gruppe“ (Wiglaf Droste), zu dem auch das sogenannte Nationalbewusstsein zählt, an ihrer Rolle als Spaltungsspezialisten also vermag das ganz Andere zu wachsen, ein Bedürfnis nach Zugehörigkeit. Bedenkt man weiter, dass sich Musil im Nachhinein eher klein als zum Helden macht („Teilchen“, „demütig“), zu Rausch und Abenteuerlust steht, statt sie retrospektiv zu rationalisieren, und seine Kriegsbegeisterung schließlich sogar pathografisch verhandelt („Krankheit“, „Fieber“), scheinen sich seine Selbstbeobachtungen zu höherer Aufrichtigkeit zu summieren.

Komisch nur, dass die Tagebuch-Eintragungen vom August 1914 wenig fiebrig klingen, alles andere als abenteuerlustig und so gar nicht berauscht: „Neben aller Verklärung das häßliche Singen in den Cafés. Die Aufgeregtheit, die zu jeder Zeitung ihr Gefecht haben will. Leute werfen sich vor den Zug, weil sie nicht ins Feld dürfen. [...] Eine einzelne Zeitung – die Post – hetzt noch gegen die Sozialdemokraten u. spricht vom ‚inneren‘ Feind, den man über dem äußeren nicht aus den Augen verlieren dürfe. [...] Psychotiker sind in ihrem Element, leben sich aus. [...] Einstein ist begeistert; alles andere ausgelöscht. [...] Die Verlustlisten:...

---

49) Thomas Mann, *Betrachtungen*, S. 176.

50) Robert Musil: *Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit*. In: Ders.: *Gesammelte Werke* [wie Anm. 8], S. 1060.

tot ... tot ... tot ... so unterinandergedruckt, niederschmetternder Eindruck.“<sup>51)</sup> Hier spricht kein eingeschmolzenes Teilchen, sondern ein skeptischer Beobachter, der halb sarkastisch, halb traurig den Kopf schüttelt über eine in Berlin allenthalben anzutreffende Pathologie. Selbst Carl Einstein hat sie erfasst, den Ultra-Expressionisten, einen Anführer des literarischen Fortschritts, was doch vor kurzem noch hieß: vorsätzlichen Außenseitertums. Die privaten Aufzeichnungen lassen nicht nur keinen Enthusiasmus spüren, in der Kombination der Vokabeln „Verklärung“, „häßlich“ und „hetzen“ schwingt Verachtung für die Kriegsbegeisterten mit.

Mit der Spontaneität von *Europäertum...*, ist es nicht weit her, zu deutlich ist die Diskrepanz zwischen der im Tagebuch dokumentierten Real- und der im September-Artikel behaupteten Aufbruchstimmung. Wie erklärt sich die Kluft? Warum entschied sich der Publizist zunächst *contre cœur*, in den Gesang vom „schön[en]“ Krieg einzustimmen, machte er sich eine Stimmung zu eigen, die ihn zunächst abstieß? Die Frage stellt sich auch, weil die Selbstverbiegung *innerhalb* der ersten Kriegswochen nur vom kleineren, nicht-affirmativen Zweig der Musil-Forschung zur Kenntnis genommen worden ist, und dieser von einem „Tribut an den Zeitgeist“ spricht.<sup>52)</sup> Eine plausible Deutung, allerdings wäre sie mit Blick auf die soziale Lage des Autors etwas zu präzisieren.

Der Zeitgeist trägt unter anderem den Namen von Musils Chefredakteur, zu dem das Tagebuch, unmittelbar vor der Notiz zum hässlichen Gesang der Cafés, vermerkt: „Die, welche nach einer Weile erklären, das [sic] sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden haben und nichts an ihren Anschauungen zu ändern brauchen zb Bie“.<sup>53)</sup> Im Licht von allem danach Gesagten liegt auf der Hand, dass Musil mit der stramm nationalen Linie, auf die Professor Oskar Bie seine Mitarbeiter einschwört („Jetzt schreiben wir alle nur Briefe ins Feld“),<sup>54)</sup> Schwierigkeiten hat.

---

51) Robert Musil: Tagebücher. Bd. 1. Hrsg. von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg 1983, S. 298f.

52) Corino, Robert Musil, S. 493.

53) Ebd. 298.

Doch wagt der Redakteursneuling von Samuel Fischers Gnaden nicht, seine Vorbehalte öffentlich zu machen. Wie auch, er ist in eine Hochburg der Bellizisten geraten. Ihre Phalanx reicht von Bie über den Cheflektor Moritz Heimann bis zu Alfred Kerr, dem Starkritiker und Mentor, dem Musil eine vielbeachtete Eloge auf den *Törleß* zu verdanken hat (vielleicht die wichtigste Anerkennung seiner Erzählkunst zu Lebzeiten). Hätte Musil sich tatsächlich gegen den Rest der Mannschaft gestellt, wäre ihm wohl jenes Diffamiert-Werden sicher gewesen, das er am sogenannten inneren Feind beobachtet, an den der Vaterlandslosigkeit verdächtigten Sozialdemokraten. Am Umgang mit den realiter schon eingeschwenkten kann er studieren, was bei offenem Abweichen drohen *würde*; in ihrer Beobachtung steckt Selbstbeobachtung im Potentialis.

Enorm ist der Anpassungsdruck, da der Autor sich in einer literarischen Gruppe befindet, in der selbst Schweigen vernehmlich wäre, wohl mindestens zur Isolation führte. Eine Lage, die Musil erneut von Thomas Mann unterscheidet, der in die Kriegsverherrlichung ohne Not ausbricht. Entschuldigen soll der Vergleich nichts, aber doch eine graduelle Differenz markieren. Versteht man unter Opportunismus eine Haltung, die sich „um des eigenen Vorteils willen jeder gegebenen Situation bedingungslos anpasst, sittliche Grundsätze dabei jedoch außer acht lässt“, <sup>54)</sup> kann man dem „Rundschau“-Mitarbeiter mildernde Umstände zugute halten. Zwar verleugnet er wie sein Münchner Kollege bestimmte Einsichten pünktlich – eine Anpassung, vermutlich eher instinktiv als bewusst, ist in beiden Fällen unübersehbar. Gleiches gilt, *needless to say*, für die Missachtung moralischer Grundsätze – den organisierten Blutrausch zur Kulturfrage beziehungsweise zur „elementare[n] Leistung“ zu überhöhen, kommentiert sich selbst. Doch in einer Zwangslage ist nur Musil. Einen Vorteil wiederum, die Verbesserung der eigenen Position im literarischen Feld, kann sich nur Thomas Mann von der Kriegsapologetik versprechen. Ihm winkt die Chance, den starken

---

54) Zit. n. Corino, S. 490.

55) Gerhard Wahrig: Brockhaus Wahrig. Deutsches Wörterbuch, Bd. 4, Stuttgart 1982, S. 917.

Konkurrenten Heinrich zu schwächen, indem man ihn zunächst andeutungsweise, in den *Betrachtungen*... dann explizit als undeutschen Geist stigmatisiert („hochnäsige Entfremdung und Selbstausschließung“).<sup>56)</sup> Musil hingegen ist ‚nur‘ daran gelegen, nachteilige Folgen zu vermeiden, seine literarische Karriere nicht zu gefährden. Sich 1914 dem redaktionellen Umfeld zu attachieren bedeutet, sich die Option „Neue Rundschau“ für die Nachkriegszeit offenzuhalten, von der 1914 niemand weiß, wie früh oder spät sie beginnt. (1920 wird eine Rückkehr an divergierenden Honorarvorstellungen scheitern). Schief allerdings ist Musils Wahrnehmung, wenn er den Abschied von der Redaktion in der Mitte des Augusts 1914 später (im stillen Kämmerlein des Exils) zu seinem „Ausschluß u. Selbstausschluß aus D.[eutschland]“ stilisiert.<sup>57)</sup> Ein Selbstausschluss hätte im Nein zum Krieg bestanden. So aber verließ der austriakische Mitarbeiter die Berliner mit einem Akt der Selbstangleichung und aus einem für die Kollegen ehrenwerten Grund, folgte er nur dem Ruf des Vaterlands. Mit beidem wahrte er die Möglichkeit der Rückkehr.

Im Übrigen spielte auch in die Kriegsteilnahme selbst sozialer Zwang hinein. „Mama Du sollst mehr Vertrauen zu mir haben, ich werde meine Pflicht tun, um ehrenvoll aus diesem blutigen Krieg hervorzugehen“: Corinos Vermutung, Musil habe mit der brieflichen Versicherung zu Kriegsbeginn Zweifel der Eltern an seiner patriotischen Standfestigkeit zerstreuen wollen,<sup>58)</sup> leuchtet ein. Speziell dem Vater gegenüber bestand einiger Legitimationsbedarf. Der einzige Sohn von Alfred Musil hat 1908 eine ihm offen stehende wissenschaftliche Laufbahn zum Leidwesen der Eltern ausgeschlagen, 1913 die vom Senior vermittelte Bibliothekarsstelle in Wien aufgegeben, mit der literarischen Laufbahn scheint es nach dem *Törleß* auch nicht voranzugehen. Sollte da ein Professor für Maschinenbau nicht verlangen dürfen, dass der Junior sich im Krieg bewährt, zumal vom Zögling eines Militär-Internats? Der Sohn befindet sich in einer

---

56) Thomas Mann, *Betrachtungen*, S. 175.

57) Musil, *Tagebücher*, S. 956.

58) Vgl. Corino, *Robert Musil*, S. 497, Zitat ebd.

beruflichen und familiären Zange – und entscheidet sich, zu befürworten, was sich nur um den Preis erheblicher Verwerfungen ablehnen ließe. Man muss ja auch mit seiner Zeit gehn.

Robert Musil hat, um seine Kriegsbejahung zu erklären, im Nachhinein viel vom Erlebnishunger gesprochen, von nationaler Zusammengehörigkeit, von Demut, Rausch und Abenteuer, vom Überdruß an bürgerlicher Langeweile und vom Fieber. Es mögen Beweggründe fürs Einschwenken gewesen sein, doch das Beschwören von Gefühl und/oder Ausnahmezustand fungierte immer auch als Deckerinnerung. Ohne sie hätte man am Ende noch finden können, dass der österreichische Professorensohn in Berlin einfach tat, was Kollegen und Eltern von ihm erwarteten.

Einem Anfall von Bewusstseinsabwesenheit schließlich gleicht der legendäre Satz, mit dem er 1935 seinen Vortrag vor dem internationalen Schriftsteller-Kongress in Paris einleitete: „Ich habe mich zeitlebens der Politik ferngehalten, weil ich kein Talent für sie spüre.“<sup>59)</sup> Da sind dem Redner zwei Jahre Kriegspublizistik entfallen. Was bedauerlich ist, denn als Soldat verdiente sich Musil das Prädikat „politisch“ redlich, fand er nach der einmal getroffenen Entscheidung fürs Feld bald zum Wenn-schon-denn-schon, wusste er die Sphäre der Gewalt mit den Segnungen des Geistes zu verbinden.

Der Gefechtsbericht etwa, mit dem der professionelle Autor 1916 in der Zeitung des Gebirgsregiments debütiert, durchsetzt blutigen Naturalismus mit dezemtem Heldenpathos. „Mit hocherhobenem Kolben springt Oberleutnant D. zu den halbdurchschnittenen Drähten, [...] um ihn blitzen Handgranaten und Minen auf, aber schon ist die Bresche frei und neben dem aus drei Wunden blutend zusammengesunkenen Oberleutnant drängt seine Kompanie mit wildem Kampfesgeschrei vorbei.“ Schon in diesem Satz ist eine Gefühlslenkung am Werk, die dem Leser das Opfer des Einzelnen lohnend erscheinen lassen will. Verstärkt wird die Steuerung durch die anschließende Passage, die wieder den individuellen Kampfesmut auszeichnet, ihm nun den Sieg des Regiments zuschreibt und

---

59) Robert Musil: Vortrag, Paris. In: Ders.: Gesammelte Werke [wie Anm. 8], S. 1266.



nebenbei völlige Empathiefreiheit dem Feind gegenüber demonstriert:

Da nimmt Feldwebel K. einen Spaten, nichts sonst, kriecht trotz der hageldicht einschlagenden Geschosse unter dem Drahthindernis durch, stürzt sich allein auf die Bedienung des Maschinengewehrs und macht den Italiener mit einem einzigen Schlag der kleinen Schaufel nieder. Durch diese Kühnheit verblüfft, setzt das feindliche Feuer auf Sekunden aus; diese Zeit genügt; durch das Beispiel des tollkühnen Feldwebels begeistert, stürzt sich ein Schwarm mit Scheren, Kolben und Spaten auf die Hindernisse, andere kriechen unter den Drähten durch und springen in die feindlichen Gräben. Kurzes erbittertes Handgemenge. Einzelnen stockt das Herz; dann beginnen Bächlein Fliehender nach hinten zu rinnen; endlich ergießt sich mit einemmal wilder Schwall der Flucht.<sup>60)</sup>

Eine gekonnt kaltblütige Beschreibung, von der Ernst Jünger noch hätte lernen können. Da es sich um eine während der bewaffneten Auseinandersetzungen publizierte, intentional anstachelnde Verherrlichung handelt, stellt sie die militaristische Variante jenes politischen Aktivismus dar, von dem sich stets ferngehalten zu haben Musil später beharrlich erklärt.<sup>61)</sup>

Auch treten in den Artikeln volkserzieherischen Absichten zu Tage, die etwas anders formuliert sind als die vor dem Krieg ins Auge gefassten. 1913 nahm sich Musil für die nächsten Jahre noch eine sozialliberale Parteinahme vor: „Ich suche eine wirtschaftliches Programm, das die Durchführung einer reinen, beschwingenden Demokratie gewährleisten soll.“<sup>62)</sup> Beim politischen Leitartikler von 1917 nun ist von einem „in der Blutaufer verjüngte[n] Österreich“<sup>63)</sup> die Rede,

---

60) Aus der Geschichte eines Regiments (26.7.1916). In: Tiroler Soldaten-Zeitung [wie Anm. 12], S. 151.

61) Vgl. gleichsinnig auch ders.: Bedenken eines Langsamen [1933]. In: Ders., Gesammelte Werke [wie Anm. 8], S. 1426.

62) Ders.: Politisches Bekenntnis eines jungen Mannes. In: Ders.: Gesammelte Werke [wie Anm. 8], S. 1013.

was man trotz der wanderlichen Metapher als codierten Reformwunsch lesen mag. Allein, Reform in welcher Richtung? Eher wenig „sozialdemokratisch oder liberal, jenachdem [sic] wie es die Umstände erfordern“,<sup>64)</sup> mutet der Ansatz des Artikels an, wonach sich die große Erneuerung aus dem organisatorischen Prinzip des Krieges zu ergeben habe: „Heute ist der ganze Staat eins geworden. Nährstand, Lehrstand und Wehrstand sind eine geschlossene Einheit in der Verteidigung des Vaterlandes, und so muss es auch bleiben im künftigen Frieden.“ Wäre es 1918 tatsächlich so geblieben, hätte sich kaum eine pluralistische Gesellschaft gebildet. „Aus den Ständen und Klassen und Parteien und Völkern muss ein einziges organisches Wesen werden, dessen sämtliche Glieder in allen ihren Rechten und Pflichten genau miteinander abgestimmt werden müssen, zu dem Zwecke einer möglichst vollkommenen Betätigung des Ganzen in Krieg und Frieden.“<sup>65)</sup> Solches Reden vom organischen Ganzen war ganz im Sinn des vargesehenen, Alfred Krauß, einem späteren SA-Brigadier.

Nicht, dass Musil vorübergehend zum Prä-Faschisten mutiert wäre. Aber da er a) Volkskörper-Metaphorik nicht scheut, b) in sämtlichen Artikeln das Wort Demokratie meidet und c) geradezu obsessiv auf die austriakische Parteienwirtschaft schimpft, liefert der Schriftleiter der Rechten nolens volens anschlussfähige Formulierungen. Die Ursache dafür: In den Artikeln schimmert die Abschaffung der Monarchie zwar noch als vages Ziel durch – „Aus den Ständen [...] muss [...] werden“ –, aber zum einen bleibt dieses Vorhaben in den programmatisch kaisertreuen Blättern, für die zu schreiben Musil sich entschieden hat, unaussprechbar, und zum anderen ist die demokratische Zielvorstellung für den Politstrategen auch gar nicht mehr prioritär. Vorrang hat erklärtermaßen, „eine zentralistisch gedachte Staatsgewalt gegenüber der föderalistischen Praxis [zu] stärken“.<sup>66)</sup> Die vordemokratische Vorstellung vom Staatsorganismus verdankt

---

63) Positive Ziele (11.3.1917). In: Tiroler Soldaten-Zeitung [wie Anm. 12], S. 320.

64) Musil, Bekenntnis, S. 1013.

65) Positive Ziele, S. 320.

66) Vermächtnis (15.4.1917). In: Tiroler Soldaten-Zeitung [wie Anm. 12], S. 346.

sich dem Hauptziel, dem Erhalt der Einheit von Österreich-Ungarn. Dem wird ein demokratischer Impetus vom ersten bis zum letzten Artikel untergeordnet – bevor sich Musil im Dezember 1918, im ersten Friedensmonat, mit seiner Unterschrift unter das Programm des „Politischen Rates geistiger Arbeiter“ wieder in einen Sozialisten ‚rückverwandelt‘.

Soll man sowohl seine extreme Kriegsprosa als auch die Propaganda gegen Abspaltungstendenzen im Vielvölkerstaat einer historischen Ausnahmesituation geschuldet sehen – und mit dieser Begründung den Stellenwert der Kriegspublizistik verringern? Damit machte man es sich zu einfach, weil es zwischen Kriegs- und Nachkriegsposition eine Konstante gibt, in der Forschung übrigens unthematisiert geblieben. Woran Musil über den November 1918 hinaus festhält, ist die im Gebirgskrieg gewachsene Überzeugung, Pazifismus sei von Übel. Den Schriftleiter mit Hinweis auf seine Weisungsgebundenheit im Krieg von Verantwortung für einschlägige Polemiken freizusprechen,<sup>67)</sup> dürfte wohl grundsätzlich unangemessen sein,<sup>68)</sup> jedenfalls wäre es das dort, wo Musil das zunächst im Bozener Kriegs-Pressquartier Vertretene im Wesentlichen fortsetzen wird – auch als Autor außer militärischen Diensten.

Eine Blaupause für den ehernen Anti-Pazifismus bildet der Leitartikel vom 18. März 1917. Er zitiert zunächst den „große[n] Heerführer“ Marschall von Hötzendorff mit der Bemerkung, von den deutschen Tauchbooten sei der „entscheidende[] Schlag“ gegen die Entente zu erwarten, und man hätte den Krieg „heute schon beendet, wenn man diese Waffe früher hätte anwenden können“. Auf das „früher“ folgt das demagogische Meisterstück des Schriftleiters: „Es war neben der Rücksicht auf Amerika der Widerstand innerpolitischer Kreise, die mit England nicht so grob um gehen lassen wollten, der solche Verzögerungen bewirkte. So mußten diesen Rücksichten auf unsere englandfreundlichen Pazifisten und Internationalen viele Milliarden und viele Zehntausende unserer

---

67) Es klingt ein wenig so, wenn Schaunig (Der Dichter, S. 81) bemerkt, einen Aktivismus habe Musil „bloß als Befehlsempfänger“ betrieben.

68) Was hätte ihn zum publizistischen Dienst in der k.-u.-k.-Armee genötigt?

Krieger zum Opfer fallen.“<sup>69)</sup> Verantwortlich für den Tod Zehntausender k.u.k. Soldaten ist also weder das k.u.k. Armeekommando noch die (besonders fanatisierte) Dritte Oberste Heeresleitung des Deutschen Reichs, ist auch nicht eine Gestalt wie von Hötzendorf, die nach dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger in Sarajevo zum sofortigen Krieg gegen das Königreich Serbien drängte – verantwortlich sind vielmehr die Pazifisten und Internationalen (d. h. Sozialisten).

In der Bozener Variation der Dolchstoß-Legende äußert sich eine Abneigung, die sich im Nicht-Siegfrieden erst recht Luft machen wird – und schwerer wiegen dürfte als die Unterschriftstellerei vom Dezember 1918. So hält der Teilzeitlinke in einem unveröffentlichten Fragment von 1919 oder -20 „Internationalisten (Sozialisten wie Mensch-Schwärmer(n))“ zwei unverzeihliche Fehler vor: „Das philosophische Argument zugunsten des Krieges (als einer Ergänzung der unzulänglichen Bazillengeißelung der Menschheit) ließen sie sich entgehen. Sondern sie verherrlichten die Entente, die Drückeberger (unter denen doch wohl höchstens einer von Hundert ein Idealist war).“<sup>70)</sup> Lassen wir die Entgleisung in Satz eins beiseite und achten wir auf die Stoßrichtung von Satz zwei, der Sozialisten und Pazifisten als Feiglinge respektive fünfte Kolonne des Feindes behandelt und ihnen so jegliche moralische Überlegenheit abspricht. Denn letztere Wertung schafft es in die veröffentlichte, die Selbstzensur überstehende Textstufe. In *Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit* (1920) werden die „vor der Entente palmwedelnden Pazifisten“ (hübsches Bild) geflissentlich auf dieselbe moralische Stufe gesetzt werden wie die Kriegsbegeisterten von 1914, genauer besehen etwas darunter. Wo diese „von etwas Irrationalem, Unvernünftigem, aber Ungeheurem berührt worden“ seien, hätten jene sich im Grunde symmetrisch verhalten und lediglich der gegenläufigen Form des Besessenheit hingegeben: „Wer schon zu

---

69) Der Frieden versprochen! (18.3.1917). In: *Tiroler Soldaten-Zeitung* [wie Anm. 12], S. 321.

70) Robert Musil: und Nationalismus. Internationalismus. In: Ders.: *Gesammelte Werke* [wie Anm. 8], S. 1348.

Beginn Kriegsgegner war, mußte es fanatisch sein; er spie der Nation ins Gesicht, er meuchelte sie und bewies damit nur – die Konträrfaszination.“<sup>71)</sup> ist das Denunzieren im Gewand der Ausgewogenheit nicht nur, da sich in der Wortwahl („speien“, „meucheln“) die Projektionen eines Sprechers verraten, der bis zum Hals voll ist mit Ressentiment. Wir begegnen hier zugleich der intellektuell folgenreichsten Auswirkung von Musils Kriegsengagement. Inwiefern?

Auch Thomas Mann hat, er am Beispiel seines Bruders, den Pazifismus als eine landesverräterische Haltung gebrandmarkt, der es in Wirklichkeit weniger um den Frieden als um die Interessen der Entente gegangen sei.<sup>72)</sup> Aber der Münchner Mitstreiter hat diese Vorhaltungen wie alle anderen 1922 eingestellt. Wenn Musil sie fortführt, lässt das zunächst einen höheren Fanatisierungsgrad erkennen, einen erklärbaren. Der Dichter-Offizier verteidigt gegen diese ganzen ‚Friedenspfeifen‘ nicht nur eine ideologische Position, sondern eine vierjährige Praxis im Feld. Doch kommt noch etwas hinzu. Seit Langem ist aus den Tagebüchern bekannt, wie intensiv sich Musil mit den *Betrachtungen*... auseinandergesetzt, dass er etwa Manns Behauptung, alle hätten 1914 nach Krieg verlangt, ohne Einwände notiert hat.<sup>73)</sup> Woraus sich auch ergibt, dass ihm spätestens 1919, vermittelt über Thomas’ Gegenrede, Heinrich Manns Abrechnung mit den „geistige[n] Mitläufern“ von 1914 zu Ohren gekommen ist. Machen wir uns bewusst, wie sehr die Urteile des ‚Zivilisationsliteraten‘, seine Worte von Irrsinn und Verbrechen, Ehrgeiz und Eitelkeit, auch Musil erbost haben müssen, dann lässt sich zum einen erklären, warum ein sonst so kühler Kopf vom pazifistischen Meucheln und Speien phantasiert, und zum anderen, woher seine heftige, bis in die 1930er Jahre reichende Feindseligkeit gegen Heinrich Mann stammt, über die sich (wohl nicht nur) Corino gewundert hat.<sup>74)</sup> Eine chronische Animosität – leider mit

---

71) Musil, Die Nation als Ideal, S. 1060.

72) Vgl. zu den Verzerrungen der Vorhaltung Markus Joch: Bruderkämpfe. Zum Streit um den intellektuellen Habitus in den Fällen Heinrich Heine, Heinrich Mann und Hans Magnus Enzensberger. Heidelberg 2000, S. 262ff.

73) Vgl. Musil, Tagebücher, S. 480-283, hier bes. 482.

74) Corino freilich, Robert Musil, S. 1181, gebührt das große Verdienst, nach dem Grund

Konsequenzen übers rein Persönliche hinaus. Warum wird sich Musil 1933 der Mitarbeit an der Emigranten-Zeitschrift „Die Sammlung“ verweigern, dem antifaschistischen und dabei parteiunabhängigen, einem musterhaften Widerstandsprojekt? Weil, wie es die Legende will, die NS-Kulturbürokratie am 10. Oktober allen Beteiligten ein reichsweites Publikationsverbot androhte? Dessen bedurfte es gar nicht. Musil sagte Klaus Mann schon am 16. September ab, und woher die Unlust rührte, verriet er wenig später seinem Mäzen Klaus Pinkus, in dankenswerter Offenheit. Grundsätzlich sei die Sache schon bedeutsam, nicht aber „als eine von Kl. M. geleitete Zeitschrift, [...] ganz abgesehen davon, wie ich zu Heindr. M. stehe“.<sup>75)</sup>

---

der Aversion überhaupt zu fragen.

75) Robert Musil: Briefe 1901-1942. Hrsg. von Adolf Frisé, Reinbek bei Hamburg 1981, S. 587.